"Vier Minuten Aufenthalt"

Autor(en): **Breyer, V. R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 49

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-753810

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Pro Juventute

Der diesjährige Verkauf der «Pro Juventute»-Briefmarken und -Postkarten geschieht zugunsten der Schulentlassenen (Lehrstipendien, Mindererwerbsfähigen-Hilfe, Berufsberatung, Freizeitwerkstätten, Jugendferien). Bild: Freizeitwerkstätte, in der junge Menschen den Wert und Nutzen sinnvoll verbrachter Freizeit erkennen und schätzen lernen.

Cette année, la vente des timbres et cartes «Pro Juventute» est faite en faveur des enfants quittant l'école. Vous voyez ici un atelier où jeunes gens et jeunes filles apprennent à employer utilement leurs loisirs.

«Vier Minuten Aufenthalt»

VON V. R. BREYER

Die Straße der großen Stadt ist eine tiefe Schlucht. Die Zeile der Zinskasernen ist ein Gebirgskamm. Man sagt, es wohnten hier vielhundert Menschen, doch selten sieht man sie leibhaftig, wenn man am Sonntag Zeit hat, auf der Lauer zu stehn. In jedem Bezirk der Stadt stehen einige auf der Lauer, das Leben auf frischer Tat zu ertappen. Wo ist das Leben? Ausgestorben die Häuser, verödet die Straßen.

An Werktagen verraten die Häuser, daß sie bewohnt sind. Doch wer kennt ihre Geheimnisse? Wer erkennt ihre Gesetze? Der Mann, der eben aus einem hohen Fenster auf die dumpfe Straße schaut, auch er vermag nicht aus den ausgehängten Wäschestücken, den spielenden Kindern, der blumenbegießenden Frau, dem pfeiferauchenden Mann die Zeichen der Schicksale zu erkennen, die im Hause gegenüber sich vollenden. Aber er ahnt den Ablauf der Alltäglichkeiten. Er selbst scheint ihnen ausgeliefert; wer ihn von drüben sieht, aus dem Haus, das er selbst ins Auge gefaßt hat, wird seine Lebensart und seine Umwelt nicht anders einschätzen, als es dem Wesen dieser Straße entspricht.

Wahrhaftig, der Mann ist ein mittlerer Beamter, er ist dreiunddreißig, er ist ledig, er steht allein in der Welt. Diese Welt, er kennt sie nicht. Er ist ein sehr fleißiger Arbeiter, von morgens um acht bis abends um sieben sitzt er in seinem Bureau und schafft. Er sitzt darin seit fünfzehn Jahren. Er arbeitet unter einem heimlichen Druck, er beeilt sich, als wollte er gleich die Arbeit niederlegen, als hätte er noch irgend etwas vor. Was plant er? Was treibt ihn an? Welchen Abenteuern hängt sein Gedanke nach, wenn er, um eine halbe Stunde schneller fertiggeworden als seine Kameraden, plötzlich den Kopf zurücklehnt und in die Ferne starrt? Oder wenn er, wie jetzt, an seinem einzigen Fenster steht und tief in die Häuser hineinblickt, als wollte er diesen Menschenbehältnissen ihr letztes Geheimnis entreißen?

Erwidern wir diesen Blick nach den Hintergründen, dringen wir in seine Wohnung ein, folgen wir ihm in das Innere des kleinen Zimmers, wenn er sich vom Fenster wendet, an einen schmalen Schreibtisch herangeht, mit behutsamem Schlüssel die Lade aufschließt, ein dickes Buch ihr entnimmt. Jetzt setzt er sich hin, der alte Schreibtisch wackelt, er zieht seine Füllfeder, er schlägt den Folianten auf. Was ist das für ein Buch? Das Alphabet am Rande enthält keine Namen, und unter A und B und C sind nur Begriffe aufgezeichnet, Begriffe eines Systems, und dieses — wir lesen es über seine Schulter hin — ist aufgeschrieben auf der ersten Seite mit großen Buchstaben als: System der Glückseligkeit.

Der Mann denkt, er schreibt einige Sätze, er streicht und schreibt weiter; er blättert das Buch bei O, bei R, bei T auf, er liest die letzten Eintragungen, ergänzt sie, holt wieder aus, trägt wieder ein, vollendet.

Dieser Jemand, treuester Beamter seit seinem achtzehnten Jahr, hat nichts erlebt, was außer seinen Geschäften war, und er kennt kaum die große Stadt, in der er lebt. Er will sie nicht kennen, haßt sie, die seine fünfzehn Jahre auffraß. Es hat auch in seinem Leben nicht an Versuchen gefehlt, sich diesem Schicksal anzubequemen und die kleinen Freuden des Alltags als Tausch für ein verborgenes Leben hinzunehmen. Doch diese Freuden wurden ihm ein Ekel. Die kleinen, mit Musik übergossenen Kaffeehäuser stimmten ihn traurig, die Sonntagsausflüge im Kreis von Kameraden waren ein lärmiges Ungenügen, ein Zwang zur Fröhlichkeit, der doppelt schwer auf seiner Seele lastete. Sie verlangte nach Räuschen der Ferne und quellendem Glanz, nach Abenteuern ohne Reue, ohne den vergiftenden Zwang zur Sparsamkeit und Einteilung.

So zog er sich frühzeitig zurück, und seine Träume von einem vollgelebten Leben trug er seit Jahren in diesen mächtigen roten Band ein. All die Jahre zwang er sich zu tausenden Verzichten, alle Kräfte seines Verstandes auf eine Zeit gerichtet, die er nicht mehr würde einzuteilen brauchen nach den kargen Gewährungen des unerbittlichen Dienstes. Seit er seinen Plan zur Bezwingung des Lebens gefaßt, hatte er seine Bedürfnisse eingeschränkt, jeden Groschen auf die Bank getragen, jede freie Stunde zum Aufbau seiner Pläne verwendet. Die waren nun in allen Einzelheiten entworfen, die gesparte Summe war gerundet, das rote Buch vollendet. Seit den denkwürdigen Zeiten der Inflation hatte der Mann auf die Ferienzeit verzichtet und sich diese Freiheit von seinem Betrieb abkaufen lassen. Jetzt beantragte er selbst seine Entlassung. Man einigte sich, da er ginge, und man fertigte ihn mit einer anständigen Summe ab.

Er bestieg, zum erstenmal in seinem Leben, einen D-Zug. Es war ein anderer Mensch, der unter seinem Namen und mit seinem Gesicht in diesen Zug stieg. Er war gekleidet wie jener Engländer seiner Knabenträume, dessen einziger Lebenszweck das Reisen war. Zwei noble Koffer begleiteten ihn, darin war seine ganze Habe. Er hatte neue Kleider an.

Der Zug fuhr langsam aus der Halle. Er stand am Fenster, ein ungeheures Gefühl des Aufschwungs war in ihm und wölbte seine Brust. Er dachte immerfort: Paris, Paris! Das ungewohnte Freiheitsgefühl verwirrte und verhexte ihn, er trieb unruhig durch die Gänge des Zugs, er blickte in jeden Wagen, er sprach mit dem Schaffner, der ihn ehrerbietig betrachtete, ging in den Speisewagen, bestellte Wein, rauchte nach langer Zeit die erste Zigarette, kam sich sehr wichtig, sehr klein und sehr erwachsen vor. Und die schüttelnden Rhythmen der Schienenreise stießen abenteuerliche Schauer in sein Rückgrat. Er fühlte leibhaftig die Wollust des Lebens, tastete seine Brust, seine Schenkel ab, als wollte er vor dem großen Sprung in die Ferne sich prüfen, ob noch jedes Gelenk, jeder Muskel seines Körpers da sei und lebendig. Und die vorübersausende Landschaft, die letzte Nachhut der Stadt, die ersten freien Felder faßte er gut ins gierige Auge, wie ein Schüler, der zum erstenmal im Kino sitzt.

Der Zug hielt, es war die erste Station, eine kleine Stadt. Er kannte ihren Namen, war nie dagewesen. Und mit dem großmütigen Gefühl eines Weltenbummlers, der einer kleinen Stadt am Wege einen kurzen Gruß und Abschied schenken will, sprang er federnd auf den Perron des kleinen Bahnhofs, schnupperte ins Gewinkel des Städtchens. Kleine Häuser drängten sich eng an den Ausgang und blickten zum dampfenden Zug hin, als wollten sie mitgenommen werden. Der D-Zug hatte vier Minuten Aufenthalt, mehr als diesem Städtchen zukam; aber es war so, als wollte sich das Stahltier noch stärken, ehe es zu längerem Lauf ausholte.

Er zog die Reisemütze vom Kopf, der Wind zauste seine Haare. In diesem Augenblick kam ihm die Eingebung, einen Blick in die Straßen des Städtchens zu schicken, einen kleinen Eindruck mitzunehmen, eine kleine Probe gleichsam der vielen kleinen Sonntagsausflüge, die er sich vom Auge abgespart hatte. Er wandte sich zum Ausgang, machte ein paar Schritte ins Städtchen, blickte in eine alte Straße, die ihn mit seltsamen Häusern anzog. Und da stand eine alte Kirche und dort ein braver Turm, der ihn mit sanftem Uhraug anschaute und heranwinkte.

Der Fremde warf einen Blick zurück zum D-Zug, der noch immer geduldig wartete. Und nun machte er ein paar rasche Schritte, um dem alten Turm guten Tag zu sagen. Schon krümmte sich ein wenig die Straße, der Turm kam näher, der Mann flog, er legte die Hand aufs Gemäuer, das warm war von Sonne. Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, hier sei eine Heimat, und er hätte sie versäumt. Als er sich nun zum Bahnhof wandte, den Zug noch immer stehn sah, schaute er sich noch einmal nach dem Turm um und grüßte mit der angewärmten Hand.

In diesem Augenblick hörte er den Pfiff der Lokomotive, es war, als riefe sie nach dem entlaufenen Kind. «Ich komme!» antwortete der Mann, aber der Zug rollte schon aus dem Bahnhof. Und als der Passagier den Bahnsteig erreichte, war das Geleise leer, als hätte hier nie ein Zug gestanden.

Der Mann stand betreten da. Der Wind spielte mit seinen erschrockenen Haaren.

*

Es fanden sich Bürger dieser Stadt, die den Fremden in ihre Mitte nahmen, die ihn beruhigten und zu einem Schoppen Wein einluden. Er ging mit ihnen. Man kam ins Gespräch, und er redete viel, seinen Unmut wegzureden. Seine Koffer waren weitergefahren, aber der Stationsvorstand hatte versprochen, sie telegraphisch aufzuhalten und in einer späteren Station bereitlegen zu lassen. Schließlich fand er, daß das ein Abenteuer sei, um so reizvoller, als es in seinem Plan nicht vorgesehen war. Die Leute, mit denen er bekanntgeworden war, trösteten ihn, daß er jeden Tag seine Reise fortsetzen könne; doch müsse er vorher ihre wirklich schöne Stadt gesehen haben!

Er blieb und trank mit ihnen. Dann zeigten sie ihm ein paar Sehenswürdigkeiten. Dann kehrten sie wieder ein und tranken weiter. Der Wein war gut. Dann wurde es Abend. Sie gingen im Mondschein zur Jakobskirche. Aber nun waren sie müde, und so kehrten sie wieder ein. Sie aßen mancherlei zusammen, doch der Wein war wirklich gut. Als es Mitternacht wurde, führten sie ihn zum Rathausturm und zählten die Schläge der alten wohlklingenden Uhr. Der Wein zählte mit, so wurden es dreizehn Schläge. Dann stritten sie um die Ehre, den interessanten Fremden beherbergen zu dürfen. Der ist ein wenig angeheitert, er hat noch nie in seinem Leben Wein getrunken und so viel Wein. Jedoch sein dämmerndes Gehirn hat nicht vergessen, daß es in der Welt der großen Freiheit seltsame Häuser gab, Hotels geheißen. Er hat noch nie in seinem Leben in einem Hotel übernachtet, er sehnt sich nach einem ganz fremden, ganz kühlen Zimmer, nach einem Bett, worin Tausende vor ihm geschlafen haben, nach all den tausend Träumen dieser tausend Menschen.

Aber die guten Bürger erlauben ihm nicht, wie ein Fremder in ihrer wirklich schönen Stadt zu übernachten. Er muß zu einem von ihnen. Zu wem? Schließlich losen sie um die Gunst der Gastfreundschaft.

Der Fremde wird eine enge Wendeltreppe hinaufgeführt und zu Bett gebracht. Das Zimmer riecht nach Lavendel. Es ist ein sauberes, nettes, hochgelegenes Zimmer. Die langen, weißen Vorhänge bauschen sich im Wind. Der Mond wälzt sich auf einem Schieferdach. Als die Tochter des Hauses, vom Vater geweckt, das Bett für den Fremden zurechtmacht und sich über das Gepölster bückt, sieht er den Ansatz ihrer runden Brüste.

*

Am nächsten Morgen brachte sie ihm das Frühstück zum Bett heran, die Tür blieb offen, während sie das Tablett mit Kaffee, Butter, Brot und Ei hielt, und aus der Küche rochen die Vorbereitungen eines großen Sonntagsschmauses. Zwischen Fisch und Braten dachte er dumpf an die Abreise. Man lachte ihn aus: Der Sonntag in diesem wirklich schönen Städtchen war berühmt!

Als er auf dem Weg zum Schützenfest im Bahnhof vorsprach — aber seine Gastfreunde ließen ihn nicht aus dem Auge —, konnte er nichts über sein Gepäck erfahren, weil der Stationsvorstand seinen freien Tag hatte und der Stellvertreter nicht Bescheid wußte. Auf dem Schützenfest mußte er tanzen, und die Tochter des Hauses lachte ihn nicht aus, als er linkische Schritte machte. Sie war nicht schön, nicht häßlich, sie hatte eines jener Gesichter, das einem immer bekannt vorkommt und das man sich dennoch nicht recht merken kann. Sie roch nach der Stube, in der er geschlafen hatte. Die Stube, auch heute sein Heim, roch nach ihr. Als er noch klein war und bei seinen Großeltern wohnte, wo er, früh verwaist, aufgewachsen war, hatten die Schränke auch so gerochen und die Uhr so zeitlos getickt.

Am Montag ließ man ihn nicht reisen, da er sich doch vom Sonntagsfest ausruhen mußte. Am Dienstag wollte man die Sache mit dem Gepäck in Ordnung bringen, denn es war zu befürchten, daß das Gepäck zurückkam, während er weiterfuhr. Am Mittwoch spielte die Tochter in einem Liebhabertheater mit, er mußte ihr die Ehre seiner Anwesenheit erweisen. Schließlich hatte er doch ihre Gastfreundschaft genossen, und immer auch das Frühstück ans bequeme Bett heranbekommen. Auf der Saalbühne blieb sie mitten in einem Satz stecken. Sie begann zu weinen, das rührte ihn. Während der Vorstellung träumte er ein Ballett der Pariser Oper. Es zeigte sich, daß sich die Tochter verletzt fühlte, weil sie glaubte, er sei eingeschlummert. Um dieses Mißverständnis aufzuklären und sie zu beruhigen, mußte er noch den Donnerstag und Freitag bleiben. Die beiden Koffer warteten an der Grenze. In dem einen war sein «System der Glückseligkeit».

Am Samstag war die Woche voll, seit er gekommen. Sein Gastfreund hatte einen kleinen Laden, aber er wollte mittags Schluß machen, um dem Gast das Schönste zu zeigen, was es hier gab: den großen Teich. Er mußte mit der Tochter hinausrudern. Ihre nackten Arme verwirrten ihn. Sie sagte ihm ins Gesicht, er wäre so sehr interessant. Er schwieg, aber er ertappte sich dabei, geschmeichelt zu sein. Als sie aus dem Kahn stiegen, mußte er sie stützen. Sie lehnte sich an ihn, und ihm schien, als wäre der Augenblick um Sekunden zu lang. Der Vater stand am Ufer und schaute ihn wohlgefällig an. Er wollte an Paris denken. Sie nahm, schlicht und natürlich, seinen Arm. Er sah sich in Monte Carlo Bakkarat spielen.

Als er in seinem Zimmer war, brachte sie ihm frische, rote Aepfel. Er erinnerte sich ferner Photos: Orangen in Sizilien. Die Aepfel dufteten süß, und sie schälte sie sorgsam. Er dachte, den ersten Frühzug zu nehmen, heimlich aus dem Haus zu gehn. Deswegen versuchte er, ihre Hand zum Abschied zu küssen. Sie sagte ihm unvermittelt: «Küß mich auf den Mund!» Das hatte ihm noch kein Mädchen gesagt. Er berührte sie leicht und sprach: «Ich muß nach Paris.» Sie lief jäh aus dem Zimmer. Er stand noch eine Stunde aufrecht in der Stube und blickte vom Fenster auf das Gebirge der übermondeten Dächer.

*

Am nächsten Tag schlug ihm der Vater einen Abschiedsausflug vor. Und am Montag wollten sie ihn alle zur Bahn bringen, sie mochten ihn doch nicht von seinen Plänen abhalten. Sicherlich habe er große Geschäfte in Paris vor, man wolle nicht in ihn dringen. Er schämte sich, den Leuten zu sagen, daß er in Paris nichts anderes vorhatte, als: das Leben zu leben. Er schwieg. Verweinte Augen hatte das Mädchen.

Am Abend sagte sie ihm unvermittelt: «Sie dürfen mich nicht mehr küssen.» Er hatte gefürchtet, sie würde es wieder verlangen; er ahnte nicht, daß sie es, verbietend, verlangte. Sie schälte die Aepfel, er rauchte eine verwirrende Zigarette. Er gab ihr die Hand, sie nahm sie und biß plötzlich zu. Und lief kopflos aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen um sieben brachten sie ihn feierlich zur Bahn. Der Zug war um einige Minuten früher abgefahren. Die Sache begann lächerlich zu werden. Am Nachmittag verbreitete sich das Gerücht, der Morgenzug wäre verunglückt. Selig lächelte die Tochter, und er sah sie, hinträumend, aufgelöst über seiner Leiche schluchzen. Ueber den nächsten Tag ging ein vielstündiger Wolkenbruch nieder, als hätte sich auch der Himmel gegen sein Fortgehn verschworen. Am Abend brachte ihm die Tochter ein Reisekissen, von eigner Hand gestickt. Als er sich selbst die Aepfel schälen wollte, schnitt er sich in den Finger. Wie zärtlich verband sie ihn da!

Wegen der plötzlichen Abkühlung der Luft traf ihn nachts durchs offene Fenster eine Erkältung. Am kommenden Tag hatte er Fieber. Die Familie pflegte ihn. Stundenlang saß die Tochter an seinem Bett. Wenn er aufstehen wollte, verbat sie es ihm, wie eine gutstrenge Mutter. An den Geruch der Möbel hatte er sich schon gewöhnt, und im Bett hatte sich eine tiefe Schlafmulde gebildet. Doch wenn das Mädchen in die Küche ging, warf er rasch einen verstohlenen Blick auf sein Fahrscheinheft, unterm Kissen verborgen. Noch hielt er seine Reise in der Hand.

Er lag eine Woche krank. Er fragte: «Wo ist der Vater?» Sie sagte: «Mutter hat geschimpft, weil ich dir Zwetschgen gab.» Bis spät in die Nacht hielt sie seine Hand. Er fühlte, wie sich das Haus um ihn schloß, und er sagte sich, daß es ein Heim sei.

Als er genas, konnte er nicht mehr fahren. Es war klar, daß man ein wenig Dank von ihm erwartete. Der Alte weihte ihn in seine Geschäfte ein. Er kannte schon recht gut die Stadt, man kannte auch ihn. Fremde auf der Straße grüßten ihn. Manchmal ging er am Turm vorbei und legte seine Hand auf die alte Stelle.

*

Er blieb eine Woche, einen Monat, ein Vierteljahr. Eines Tages war es nur noch eine kleine Selbstverständlichkeit, daß er mit ihr in die Kirche ging. Sie bekamen ein Kind. Er arbeitete im Geschäft des Schwiegervaters. Man zimmerte kühne Pläne beim Wein. Er steckte sein Geld ins Unternehmen, als wollte er sich selbst, seine heimlichen Gedanken und Träume, damit loskaufen. Und da er nicht bei der Sache war, ging es bergab und nahm seine letzten Ersparnisse mit. Er mußte um eine kleine Beamtenstelle bitten, damit er die Frau und das Kind, den Vater, die Mutter erhalte.

Aber an manchen Abenden stahl er sich fort vom Tisch und schlich heimlich zum Bahnhof. Er kam immer pünktlich an, der D-Zug nach Paris und London stand noch im Bahnhof. Einmal wollte er aufspringen, ohne Koffer, ohne Hut, er hatte noch das Fahrscheinheft, es war nur ein wenig zerschlissen. Der Beamte ließ ihn nicht durch, die Scheine waren längst abgelaufen.

Eines Tages kamen seine Koffer wieder. Es klebten viele Zettel daran. Man sah, daß sie in Paris und andern Städten gewesen waren, von Irrtum zu Irrtum fortgeschoben, und daß sie statt seiner die große Reise gemacht hatten. Er öffnete sie. Sein «System der Glückseligkeit» war nicht mehr da. Jemand hatte es entwendet, vielleicht hatte der Dieb die Lehren des Werkes gebraucht, das Leben bezwungen, bewältigt, genossen bis auf den letzten Rest.

Aber die Kleider waren noch alle wie neu und kamen ihm gut zustatten.

Das beste Verjüngungsmittel für die Haut

KAISER-BORAX

beim täglichen Gebrauch im Waschwasser

Ein ganz vorzügliches Buch für unsere Soldaten von der Grenzbesetzung 1914–18

«Ungezählte Räder, Hufe und Stiefel arbeiteten sich talaufwärts — Seite an Seite, einander überholend, einander zurücklassend — alle demselben unbekannten Ziele zu. Trainkolonnen krochen neben uns her. Mitrailleurkarren flitzten vorüber und bespritzten uns mit Kot. Dragonertrupps rasselten vorüber wie Hagelschauer . . . Stunde um Stunde wateten wir, von Regen überströmt, im tiefen Schmutz hinter den Geschützen her . . .» — Diese Sätze hat Max Oederlin in seinem interessanten Buch

Marsch im Jura 1916/17

geschrieben. Es ist kein aufgebauschtes Heldenepos unserer Grenzbesetzungsarmee, keine Sensationshascherei, sondern eine wirklichkeitsgetreue Schilderung aus diesen unsichern und schicksalsschweren Tagen. Schlicht und recht, mit Ernst und Humor erzählt — genau so, wie es eben damals war.

In jeder guten Buchhandlung zu haben Kartoniert Fr. 3.— oder in Ganzleinen Fr. 3.50

Morgarten-Verlag A.G., Zürich

100 000

zufriedene Kunden allein in der Schweiz!

Verlangen Sie bitte unseren neuen Prospekt oder lassen Sie sich das

PHOENIX-NÄHWUNDER

mit den vielen praktischen Vorteilen unverbindlich vorführen.

ALBERT REBSAMEN A.-G.

RÜTI-Zürich

Filialen: Zürich, Winterthur, Luzern, Bern